

VEIT
ETZOLD



SCHMERZ
MACHER

Weltbild

Schmerzmacher

Der Autor

Veit Etzold ist Autor von acht *Spiegel*-Bestsellern. Sein erstes Buch schrieb er im Jahr 2008 mit Prof. Michael Tsokos, dem Chef der Berliner Rechtsmedizin, über spektakuläre Todesfälle in der Forensik. Bevor er zu schreiben anfing, war Etzold Banker, Strategieberater und Programmdirektor in der Management-Ausbildung. Heute arbeitet er als Thriller-Autor und Keynote Speaker. Passend zu seinen Thrillern ist er mit der Rechtsmedizinerin Saskia Etzold (geb. Guddat) verheiratet. Veit Etzold lebt mit seiner Frau in Berlin. Mehr über den Autor auf www.veit-etzold.de oder auf seiner Facebook-Seite unter www.facebook.com/veitz.etzold.

Veit Etzold

Schmerzmacher

Ein Clara-Vidalis-Thriller

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2018 by Knauer Taschenbuch
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Zerbor; © Wilqkuku;
© Serhii Milekhin)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-650-2

2024 2023 2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Saskia

*Das ist nicht tot, was ewig liegt,
bis dass die Zeit den Tod besiegt.*
Howard Phillips Lovecraft

*Er stürzt sie bei Nacht.
Und sie sind zermalmt.*
Hiob

Prolog

Ich bin der Sensenmann, ich bin der Untergang, ich bin der Namenlose.

Ich habe sie alle getötet. Die Männer, um an die Frauen zu kommen.

Es waren nur hübsche Männer, die ich in den Schwulen-Chats gesucht habe. Denn ich benutzte sie, um an die Frauen zu kommen. Um die Frauen zu finden.

Die Frauen zu finden, um sie zu töten.

Die Frauen zu töten, um das Opfer zu bringen.

Das Opfer zu bringen, damit ich nachts wieder schlafen kann.

Denn um den Schlaf zu empfangen, den Bruder des Todes, muss ich selbst töten. Immer und immer wieder.

Mit einem Mord fing es an. Wie bei Kain und Abel.

So war es auch bei mir. Ich war es, der sie getötet hat. Ich habe die einzige Person getötet, die mich jemals geliebt hat.

Vielleicht bringt man nur das um, was man liebt? Weil nur dann der Mord ein wirkliches Opfer ist? Genau so, wie die anderen Opfer wirkliche Opfer waren. Die für sie sterben mussten.

Sie alle waren tot. Sie alle waren lange tot. Ich wusste es. Aber alle anderen dachten, sie würden noch leben. Doch sie lebten nur im Internet weiter. Während ihre Leichen als vertrocknete Kadaver in ihren Zimmern lagen, von Käfern zerfressen, die ihre Flüssigkeit aufgesaugt hatten. Damit sie Mumien wurden. Und weil Mumien nicht riechen, wurden sie

nicht entdeckt. Und lebten weiter. Als Tote. Im Internet. In den Chats. In den sogenannten »sozialen« Netzwerken. Ihre digitale Identität lebte viel länger als sie.

Denn heute ist der lebendig, der digital lebendig ist. Selbst wenn er in Wahrheit schon längst tot ist.

Denn es waren gar nicht die Opfer, die dort gechattet haben.

Ich selbst war es. Die enge Vertraute, die mit ihrer besten Freundin Privatnachrichten austauschte. In Wirklichkeit aber sprach sie mit mir. Die Eltern, die gar nicht mit ihrer Tochter mailten, sondern mit mir, dem Killer ihrer Tochter.

Wenn Gott zu euch spricht, werdet ihr sterben. So steht es im Alten Testament. Und alle, die mit mir sprachen, sind gestorben. Wurden zu vertrockneten Mumien, von Käfern zerfressen in ihren Zimmern, während ihr digitales Selbst, wie ein Dämon in der Unterwelt, ohne Körper durch den Cyberspace irrte.

Ich habe die Abgründe des Internets gesehen, die fast noch tiefer waren als meine eigenen. Die Hardcore-Seiten, wo Leute mit Messern zerschnitten werden wollten, die Vore-Seiten, wo sich Menschen gegenseitig aufessen, die Snuff-Movies, wo Menschen vor laufender Kamera zu Tode gefoltert werden. Und die Red Rooms.

Und irgendwann habe ich ihn getroffen.

Ingo M.

Oder besser: wiedergetroffen.

Es gibt kein Erkennen. Es gibt nur ein Wieder-Erkennen.

Denn ich kannte ihn. Kannte ihn, seitdem er mir als Kind seinen dicken, stinkenden Schwanz in meinen Arsch geschoben hatte.

Ich habe ihn wiedergefunden. Mich als Stricher ausgegeben, um an ihn heranzukommen. Und mich gerächt. Ihm das Gesicht zerschlagen und ihn dann angezündet. Zugeschaut, wie er langsam verbrannte. Er konnte sich nur selbst erlösen. Und das hat er getan.

»Verbrenne qualvoll oder richte dich selbst.«

Er hat es getan.

Hat sich mit einem Samuraischwert die Halsschlagader durchgeschnitten. Ich hätte es gern gesehen. Das Blut, das aus der Arterie spritzt und zischend auf das Feuer fällt. Wie auf einem Gemälde.

Ich hätte es gern gesehen. Zu gern. Aber ich bin gegangen. Und habe ihn mit dem Feuer, dem Schwert und dem Tod allein gelassen.

Das Feuer vor dem Höllenfeuer.

Vorher habe ich mir seine Geschichte angehört.

Ich habe ihn dazu gebracht, mir alles zu erzählen.

Ich habe seine Amalgamplomben unter Strom gesetzt, bis er mir wirklich alles erzählt hat.

Die meisten Menschen erzählen nicht alles. Die meisten halten immer etwas zurück.

Er nicht. Irgendwann erzählte er mir alles.

Erzählte mir von Claudia.

Claudia Vidalis. Der Schwester von Clara Vidalis.

Clara Vidalis. Die nur zur Polizei gegangen ist, um den Mörder ihrer Schwester zu jagen. Und die es nicht geschafft hat. Sie hat ihn gejagt.

Aber sie hat ihn nicht gefunden. Ich habe ihn gefunden.

Sie hat ihn nicht getötet. Ich habe ihn getötet.

Sie ist immer nur zur Beichte gegangen an jedem 23. Oktober, dem Todestag ihrer Schwester.

Dir, Clara, ging es wie allen anderen.

Auch das steht in der Bibel: »Auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen.«

Du, Clara, warst zu schwach.

Deswegen musste ich die Wahrheit aus Ingo M. herausbrennen.

Er hat es mir gesagt. Ziemlich schnell sogar. Ein Bunsenbrenner, maximal fünfzehn Zentimeter von ihrem Fleisch entfernt, bringt Leute rasch zum Reden.

Zwischen den Schreien, wenn zischendes Fett neben der Flamme auf den Boden tropfte.

Hat mir gesagt, dass er all die Jungen und Mädchen missbraucht und umgebracht hat.

Hat mir gesagt, dass es mit dem Tod noch nicht zu Ende war.

Dass er bei der Beerdigung dabeistand.

Bei den Trauernden.

Und einmal auch neben Clara Vidalis.

Dass er Fotos gemacht hat. Zu denen er zu Hause onaniert hat. Und manchmal nicht nur zu Hause. Manchmal direkt am Grab. Nachts. Und manchmal, wenn er den Kick wollte, auch mitten am Tag.

Das Sperma von Ingo M., das am Grabstein seiner Opfer herunterlief.

Auch das hat er fotografiert.

Hat es sich zu Hause angeschaut.

Und dazu noch einmal onaniert.

Doch das war noch nicht alles.

Er hat mir gesagt, was er außerdem gemacht hat. Was er außerdem mit den Toten gemacht hat.

Dass er ... noch einmal zu ihnen kam.

Dass er Dinge festgestellt hat.

Dass man an Leichen neue Öffnungen findet. So nannte er das. Dass man auch jenseits der üblichen ... Löcher eindringen kann. Weil die Leichen anders sind. Amorpher. Weicher.

Das hat er mir gesagt.

Aber nicht Clara.

Er hat es nur mir gesagt.

Und ich habe es Clara gesagt.

Und jetzt, wo ich weiß, dass auch mich sehr bald die Schwingen des Todes in eine andere Welt bringen werden, dass ich selbst ein Geist oder ein Dämon werde, der körperlos durch die Leere fliegt, werde ich es ihr noch einmal sagen.

Ein letztes Mal werde ich kommen und Clara eine Botschaft bringen, die sie vielleicht in einen neuen Menschen verwandelt.

Oder sie total zerstört.

Die Zukunft ist ein blinder Spiegel.

Ich werde das Licht sein, das die Nebel durchschneidet.

Das Skalpell, das die Wahrheit freilegt.

Der Hammer, der die Spiegel zerbricht.

Auch wenn ich sterbe, es wird nicht zu Ende sein.

Auch aus dem Grab heraus wird man mich hören.

Auch ohne Körper wird man mich fürchten.

Ich bin der Sensenmann, ich bin der Untergang.

Ich bin der Namenlose.

Ich bin bereits tot. Doch das Chaos geht weiter.

BUCH 1

*Driving compulsion morbid thoughts come to mind
Sexual release buried deep inside
Complete control of a prized possession
To touch and fondle with no objection
Lonely souls an emptiness fulfilled
Physical pleasures an addictive thrill
An object of perverted reality
An obsession beyond your wildest dreams.*

Slayer, »213«¹

¹ Von dem Album »Divine Intervention«, 1994; der Song bezieht sich auf das Appartement 213 des Serienkillers Jeffrey Dahmer.

Kapitel 1

Berlin, 31. März 2018, Herz-Jesu-Kirche,
Prenzlauer Berg

Clara hörte die Stimme des Priesters, während Sophie und Hermann liebevoll das Kind hielten. Ihr Kind. Ihre Tochter. Ihr Ein und Alles.

Clara und ihr Mann Martin, der im LKA die Leitung für operative Fallanalyse leitete und den alle wegen seiner Faszination für Shakespeare und besonders für den tragischen Helden Macbeth *MacDeath* nannten, hatten sich dazu entschieden, ihr Kind in der Osternacht taufen zu lassen. Der Priester erzählte die Geschichte aus dem Alten Testament. Von dem Todesengel, der in Ägypten umging, um jeden Erstgeborenen der Ägypter zu erschlagen. Die Israeliten aber, das auserwählte Volk, wussten, wie sie sich schützen mussten. Denn der Engel Gottes hatte sie gewarnt. Sie sollten das Lamm schlachten. Das Fleisch essen. Und das Blut aufbewahren. Das Fleisch und das Blut.

Der Priester hieß Wolfgang und war ein Freund von MacDeath. Er sprach mit ruhiger, sonorer Stimme.

Man nehme etwas von dem Blut und bestreiche damit die Türpfosten und den Türsturz an den Häusern, in denen man das Lamm essen will ...

So aber sollt ihr es essen: Eure Hüften gegürtet, Schuhe an

den Füßen, den Stab in der Hand. Esst es hastig. Es ist die Paschafeier für den Herrn. Das heißt: Der Vorübergang des Herrn ...

Die Paschafeier, das wusste Clara, war der Vorläufer des Osterfestes. MacDeath hatte die Stelle aus dem Alten Testament, Exodus, ausgesucht. Clara fand das zwar nicht unbedingt passend, denn bei einer Taufe ging es schließlich um neues Leben. Und nicht um einen Todesengel, der Kinder erschlug. MacDeath aber hatte sie belehrt, dass das Osterfest *das Fest* der Taufe war. Dass das Paschafest der Israeliten der Vorgänger des Osterfestes war und dass nur aus dem Tod heraus das Leben möglich ist. Vielleicht hatte er damit recht.

Doch Clara musste, wenn es um Tod und Wiedergeburt ging, vor allem an den Tod denken. Sie dachte vor allem an das Kind, das sie verloren hatte. Das Kind, das ein Killer, der sich *Tränenbringer* nannte, ihr aus dem Leib getreten hatte und das nun in einem kalten Grab auf einem Friedhof in Bremen lag. In dem Grab, in dem auch schon ihre jüngere Schwester Claudia Vidalis ruhte.

Bis zum Tag der Auferstehung. Oder für immer.

Gott war der Schöpfer des Universums. Und hatte damit das größte Leid geschaffen, was jemals möglich war. Damit war Gott auch der größte Verbrecher des Universums. Selbst seinen Sohn hatte er im Stich gelassen. *Mein Gott, warum hast du mich verlassen*, hatte Jesus, gefoltert und halbtot am Kreuz festgenagelt, gesagt.

Aber Gott hatte nichts getan.

Der Priester sprach weiter:

In dieser Nacht gehe ich durch Ägypten und erschlage in Ägypten jeden Erstgeborenen bei Mensch und Vieh. Über alle Götter Ägyptens halte ich Gericht, ich, DER HERR.

Das Blut an den Häusern, in denen ihr wohnt, das Blut des Lammes, soll ein Zeichen zu eurem Schutz sein.

Wenn ich das Blut sehe, werde ich an euch vorübergehen.

Und das vernichtende Urteil des Todesengels wird euch nicht treffen, wenn ich in Ägypten dreinschlage.

Claras Blick streifte MacDeath. MacDeath, dem es wieder gut ging, nachdem der wahnsinnige Tränenbringer ihn in den Bauch geschossen und er nur um ein Haar überlebt hatte. Nur weil Clara mit ihrem Finger seine Baucharterie verschlossen hatte, während sie auf dem Boden kniete und das pulsierende Blut an ihrer Fingerkuppe gespürt hatte. Das Blut des Mannes, den sie liebte. Ihr Blick verließ MacDeath und glitt zur Decke der Kirche. Eine riesige Malerei erstreckte sich über das Gewölbe, eine Malerei, die man eher in einer römischen Kirche als in Berlin-Prenzlauer-Berg vermutet hätte. Die Apokalypse mit dem Jüngsten Gericht, mit Christus als Weltenretter und dem Opferlamm. Dem Lamm, das geschlachtet wurde, um den Tod abzuwehren. Damals in Ägypten, dann in der Offenbarung. Und hoffentlich auch in Victorias Leben.

Victoria.

So hieß ihre Tochter.

Sie trug ein weißes Taufkleid und strahlte Clara mit ihren großen, blauen Augen an.

Clara spürte einen Stich im Herzen, voller Freude, doch auch voller Angst. Victoria. Sie war unendlich kostbar.

Und unendlich verletzlich. Clara würde tausendmal für sie sterben. Und sie würde tausend Menschen für sie töten, um sie zu beschützen.

Hermann und Sophie traten mit Victoria an das Taufbecken heran.

Das Wasser des Taufbeckens bewegte sich leicht durch einen Luftzug, und das Spiegelbild der Apokalypse an der Decke geriet in Bewegung. Wie der Geist des Herrn, der vor der Erschaffung der Welt über dem Wasser schwebte.

Heute wurde nur der Kopf des Kindes mit Wasser benetzt, aber früher wurden die Täuflinge für einen Augenblick ganz unter Wasser gedrückt. Es sollte den Tod symbolisieren. Dass man sterben musste, um wieder zu leben.

Sterben, um neu geboren zu werden.

Der Priester erhob wieder seine Stimme. »Wisst ihr denn nicht, dass alle, die wir auf Jesus Christus getauft wurden, auf seinen Tod getauft worden sind?« Der Priester wandte sich an Clara und MacDeath, an Sophie und Hermann.

»Welchen Namen haben Sie Ihrem Kind gegeben?«

»Victoria«, antworteten Clara und MacDeath.

Sie schaute auf das Kind. Ihr Kind, das sie mit seinen blauen Augen etwas verwundert, etwas verträumt und vielleicht auch etwas hungrig anblickte.

»Was erbitten Sie von der Kirche Gottes für Victoria?«

»Die Taufe.«

Clara schaute auf das Pult, auf dem das Messbuch lag. Das Pult hatte die Form eines Kreuzes. Der Fuß des Pultes war eine metallene Schlange, die von ebendiesem Kreuz aufgespießt wurde. Es war der Sieg des Engels über den

Drachen, der Sieg des Gesetzes über die Schlange, der Sieg Gottes über den Satan.

»Exorcizo te, immunde spiritus, in nomine patris et filii et spiritus sanctus«, murmelte der Priester leise. Es war der *kleine Exorzismus*, wie er Bestandteil von jeder Taufe war. Die Verbannung des Bösen Geistes, damit er den Täufling in Zukunft niemals vom richtigen Pfad abbrachte.

Der Priester wandte sich wieder an Eltern und Taufpaten, während Victoria in Sophies Armen ein leises Glücksen von sich gab.

Dann hob der Priester die Stimme und schaute alle mit durchdringendem Blick an.

»Widersagt ihr dem Bösen, um in der Freiheit der Kinder Gottes zu leben?«

»Ich widersage«, antworteten alle vier, Eltern und Taufpaten. Stellvertretend für Victoria. Claras Blick huschte über die Bänke. Sie sah Kriminaldirektor Winterfeld, der sichtlich gerührt und stolz der Szene folgte. Neben ihm Lisa, eine IT-Expertin aus dem LKA in der Keithstraße. Und daneben Hauptkommissar Deckhard. Bei ihm und Sophie sollten wohl bald die Hochzeitsglocken läuten.

Der Priester sprach weiter: »Widersagt ihr den Verlockungen des Bösen, damit es keine Macht über euch gewinnt?«

»Ich widersage.«

Der Priester hob zur letzten Frage an: »Widersagt ihr dem Satan, dem Urheber des Bösen?«

»Ich widersage.«

Dem Satan widersagen.

Das Böse erkennen.

Konnte man damit das Böse verhindern?

Clara hatte immer geglaubt, dass sie von dem Bösen verschont bleiben würde, wenn sie alle Winkelzüge und alle Perversionen des Bösen kennen würde. Doch würde es ihr am Ende helfen? Würde es sie am Ende schützen? Vor dem Projektil aus einer versteckten Waffe, einem schnellen Messer, einer Explosion?

Vielleicht war es einfach das Beste, gar nichts zu fürchten und sich am Ende überraschen zu lassen. Denn vielleicht passierte dann gar nichts. Nichts Gutes, aber auch nichts Schlimmes.

Nichts zu wissen, konnte ein Segen sein.

Wissen hingegen war ein Fluch.

Der Baum der Erkenntnis war nicht der Baum des Lebens.

Kapitel 2

Berlin, Oktober 2018, Alexanderplatz

»Toll«, sagte der Mann im blauen Anzug und schüttelte den Kopf.

Grassoff, der ihm gegenüber saß, musste innerlich lächeln.

Toll sagen und den Kopf schütteln. Das war ironisch gemeint, aber es war dennoch absolut dumm. So etwas passierte den Anfängern, die nicht richtig lügen konnten. Auch dieser Mann war nicht ganz ehrlich. Er lächelte, weil er lächeln musste. Ein echtes Lächeln dagegen baute sich langsam auf, während ein künstliches viel schneller entstand.

Lügen, das wusste Grassoff, war harte Arbeit. Nur wer die Wahrheit ertrug, konnte auch lügen. Doch die meisten verdrängten die Wahrheit. Man musste allerdings erst einmal vom grellen Licht der Wahrheit gegrillt worden sein, um perfekt lügen zu können.

So wie er.

Der perfekte Lügner musste seinen kompletten Körper unter Kontrolle haben. Mimik, Stimmlage, Gesten. Und seine Wortwahl. Er musste sich nicht nur auf das konzentrieren, was er sagte, sondern auch darauf, wie er es sagte. Und er musste eine gute Vorstellungskraft haben. Denn echte Bilder waren im Kopf gespeichert, falsche musste man sich ausdenken. Das machte Arbeit, das kostete Rechenkapazität im Gehirn.

Das menschliche Gehirn hatte, wenn es bewusst Dinge wahrnahm, nur eine Kapazität von 40 Bit pro Sekunde. Nicht gerade viel. Wenn dann noch massiv Daten durch die Leitungen gedrückt wurden, von denen die Hälfte künstliche Bilder waren, die es in der Realität nie gegeben hatte, die man selbst erschaffen musste, weil es sie gar nicht gab; dann merkte ein guter Beobachter irgendwann, dass bei dem anderen etwas nicht stimmte.

So wie hier.

Der Mann hieß Olaf Thomsen und war einer der großen Immobilienhaie in Berlin. Eigentlich, dachte Grassoff, wusste man doch gerade in dieser Branche, wie man richtig log, aber da bestand bei Thomsen offenbar noch Nachholbedarf. Grassoff sollte es recht sein. Je mehr die Menschen von ihm lernen konnten, desto mehr bezahlten sie.

»Ich habe zwei Bauanträge gestellt«, sagte Thomsen und nestelte an seinem Kugelschreiber herum. Sein Haar war schwarzgrau und kurz und schimmerte im Licht der Bürolampe wie eine Stahlbürste. Grassoff hingegen thronte mit seinen hundertzwanzig Kilo auf seinem ledernen Schreibtischsessel, der nicht viel kleiner war als der im Weißen Haus.

»Ich habe beide Male ein Nein erhalten«, fuhr Thomsen fort.

Er hatte die Pläne auf dem Tisch ausgebreitet.

»Ein Nein?«, fragte Grassoff.

»Ja. Ein Nein«, entgegnete Thomsen etwas genervt.

Grassoff lehnte sich zurück. »Schön, dass Sie damit zu

mir kommen«, sagte er. »Ich verkaufe nämlich genau das, was Sie brauchen.«

»Was genau verkaufen Sie?«

»Das Gegenteil von *Nein*.«

»Sie verkaufen ...?« Die Kapazität in Thomsens Gehirn schien noch geringer als die üblichen 40 Bits zu sein.

»Ich verkaufe ein *Ja*«, sagte Grassoff.

Thomsen brütete einen Moment vor sich hin.

»Ein *Ja* von der Baubehörde?«, fragte er dann.

Grassoff nickte. »Ein *Ja* von wem immer Sie es brauchen.«

Thomsen kniff die Lippen zusammen.

»Muss ich wissen, wie Sie das machen?«

Grassoff lächelte kurz und ließ gleich danach die Mundwinkel wieder nach unten sacken. »Sie schlafen besser, wenn Sie es nicht wissen. Und manchmal ist auch Nicht-Wissen Macht.« Er schaute auf die Pläne. »Sagen Sie mir, was Sie vorhaben.«

»Das ist das erste Projekt«, erklärte Thomsen. »Ein großer Hotelkomplex auf dem Tempelhofer Feld.«

»... das wegen eines Volksentscheids nicht bebaut werden darf«, ergänzte Grassoff.

»... richtig. Und das ist unser Problem.«

Grassoff wusste, was das wirkliche Problem war. Er hatte schließlich seine Hausaufgaben gemacht, anders als diese Immobilienfuzzis, deren Boss Thomsen war. Noch jedenfalls. Ein großer Staatsfonds aus dem Nahen Osten hatte Thomsens Firma Geld gegeben, damit sie es in Berlin investierten. Dass eine derart große Brache wie das Tempelhofer Feld nicht bebaut werden

durfte, verstanden die Herren in den Emiraten nicht. Und einer der Managing Directors von Thomsens Firma hatte sich wohl ziemlich weit aus dem Fenster gelehnt und gesagt, dass das alles kein Problem sein würde.

Es war aber sehr wohl ein Problem.

Vielleicht hatte sich irgendeiner aus der Firma sogar zu dem Versprechen hinreißen lassen, dass man dort auch noch einen Privatflughafen eröffnen könnte. Schließlich sei das Gelände ja schon einmal ein Flughafen gewesen.

»Die Senatsverwaltung hat uns gefragt, ob wir nicht lesen können«, erklärte Thomsen.

»Nicht ganz unberechtigt«, gab Grassoﬀ zurück. »Aber keine Sorge. Damit werden wir schon fertig. Was haben Sie noch?«

»Dann ist da noch diese Fläche in Grunewald. Sie gehört dem Land Berlin. Wir wollen die Fläche dem Land abkaufen.«

»Wofür?« Grassoﬀ wusste genau, worum es ging. Aber er wollte es aus Thomsens Mund hören.

»Oﬃziell für günstige Wohnungen. Dummerweise ist durchgesickert, dass wir dort Flüchtlingsheime bauen.«

»Die Sie dem Land teuer vermieten wollen, habe ich recht? Miese, kakerlakenverseuchte Container ohne funktionierende Trinkwasserhygiene zu horrenden Preisen? Mit *ethnischer Security*, bei der sie einfach einige der Flüchtlinge in schwarze Hemden stecken und ihnen Taschenlampen in die Hand drücken?«

Thomsen wand sich. »Wenn man mit dummen Regie-

rungen zu tun hat, kann man pro Flüchtling viel Geld verdienen. Hat in anderen Bundesländern schon wunderbar geklappt. Und in Berlin, wo alle in der Stadtregierung noch deutlich dümmer als der Bundesdurchschnitt sind, erst recht.«

O ja, das wusste Grassoﬀ. Das konnte man. Und so war es wirklich in Berlin.

»Wie viel?«

»Was meinen Sie?«

»Wie viel Geld kann man machen, verdammt!« Grassoﬀ fragte sich, wie jemand wie Thomsen überhaupt Chef von *irgendetwas* hatte werden können.

»Das wissen wir noch nicht.«

Typisch, dachte Grassoﬀ. Die meisten wussten nicht, was sie wollen. Wie ein Geiselnnehmer, der noch nicht weiß, ob er einen Mercedes oder einen Audi als Fluchtwagen will. Oder doch lieber einen Helikopter.

»Was wollen Sie verdienen?«, fragte Grassoﬀ und blickte Thomsen durchdringend an.

Thomsen zuckte die Schultern. »Wir würden so mit fünftausend Euro pro Flüchtling und Monat rechnen.«

Grassoﬀ hob die Augenbraue. »Würden oder *werden?*«

Wie viel Geld will er machen?, dachte Grassoﬀ. Das wusste er nicht. Und das wussten die meisten nicht. Die meisten *wünschten* sich irgendetwas. Doch Wünsche waren Schall und Rauch. Ziele waren das Einzige, was wichtig war. Denn Ziele waren messbar. Wünsche waren Kindergeburtstag.

Thomsen wand sich erneut. »Wahrscheinlich wird das nicht möglich sein.«

Mit Idioten wie dir bestimmt nicht, dachte Grassoff. »So dumm ist die Regierung dann doch nicht?«, fragte er.

»Ein bisschen was davon ist durchgesickert.« Thomsen rückte auf seinem Stuhl hin und her. »Wir haben überlegt, ob wir drohen.«

»Womit?«

»Damit, dass dann der Raum knapp wird. Zu wenig Platz für zu viele Flüchtlinge. Da laut Wahlprogramm der Berliner Regierung niemand ausgewiesen wird, könnte das eng werden. Vielleicht droht Anarchie?«

»Falsche Drohung!« Grassoff schüttelte den Kopf. »Für die Bonzen in ihren gepanzerten Limousinen droht keine Anarchie. Das wird denen egal sein. Wir müssen sie ...«, er legte die Hände aneinander, als wollte er eine Nuss knacken. Oder irgendeinem Wesen das Genick brechen, »... wir müssen die Bonzen ... persönlich involvieren.«

Thomsen schaute ihn eine Weile an. Dann rückte er ein Stück vom Tisch zurück und blickte auf seine Fünfzehntausend-Euro-Breitling-Uhr.

»Was machen wir nun?«, fragte er. »Können Sie uns helfen?«

»Ja.«

»Und wie?«

»Mit einem Ja.«

»Einem Ja? Von Ihnen?«

»Von ihm.«

Grassoff schob ein Foto über den Tisch und drehte es um, sodass Thomsen es sehen konnte. Thomsen erkannte ihn sofort.

»Wichler«, knurrte er.

»Jochen Wichler«, ergänzte Grasso. »Senator für Stadtentwicklung und Wohnen. Nah am Bürgermeister. Links, aber nicht blöd.« Grasso lehnte sich zurück. »Muss einiges unter einen Hut kriegen. Klimaschutz, Smart City, Solar-Hauptstadt, nicht mehr als 30 Prozent vom Einkommen für die Miete von landeseigenen Firmen. Und dann muss er noch ein paar andere Sachen managen.«

»Was denn?« Thomsen war hellhörig geworden.

Doch Grasso blieb nebulös. »... ein paar seiner Geheimnisse.«

Thomsen blickte ihn an. »Was haben Sie vor?«

Grasso lächelte. Fast väterlich. »Machen Sie Ihre Deals! Wir ... kümmern uns um die Details.«

Thomsen schaute ein paar Sekunden nahezu meditativ auf das Foto. »Ist das alles legal?«, fragte er dann.

»Alles, was legal ist, machen Sie.« Grasso stand auf. »Alles, was es nicht ist, mache ich.« Er nickte gutmütig, aber es war die Gutmütigkeit eines Kettenhundes, der eine Katze in seinen Zwinger lockt. »Sie bleiben sauber.«

»Hm ...«, meinte Thomsen. »Schön wäre, wenn es sich mit legalen Mitteln machen ließe.«

Grasso schüttelte den Kopf. »Das sind Kompromisse. Kompromisse sind der Tod.«

Die meisten Menschen machten zu viele Kompromisse. Echte Verbrecher waren da anders. Die sagten *Ich knalle dich ab*. Das war klar. Sie sagten nicht *Ich knalle dich nur ein bisschen ab*. Das war ein Scheißkompromiss. Ein biss-

chen abknallen ging nicht, genau so wie ein bisschen schwanger. Er fixierte Thomsen. »Wollen Sie oder wollen Sie nicht?«

»Ja. Ich will.«

»Ein Ja.« Grassoff kniff ein Auge zu. »Genau das werden Sie kriegen!«